

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

272 (21.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 56

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

(Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Der Präsident blickte bewegt zu der Angeklagten hin. „Wo das war es? Doch konnten Sie erwarten, daß Ihr Bräutigam von der Hand seines glücklichen Nachfolgers Unterstützung annehmen werde?“

„Das sollte er nicht. Mein Plan war ein anderer. Durch eine dritte, anscheinend völlig unbeteiligte und unfernstehende Person sollten die Summen ihm behändigt werden. Diese Person sollte sich nach einem Konzert oder bei einer anderen Gelegenheit als Wägen Egberts aufspielen, ihm ein reichliches Monatsgeld aussetzen, ihm Reisen und Studium ermöglichen.“

„Haben Sie diesen Plan ausgeführt?“

Ein schriller Beschrei entfuhr dem Munde der schönen jungen Frau. „Das ist ja eben das Schreckliche.“

Wieder entstand eine lang anhaltende Bewegung. Wienartiges Geflüster summt durch den Saal, der Präsident fuhr fort:

„Allerdings ein entsetzliches Schicksal! Ihr Gatte soll auch in seinem sonstigen Benehmen gegen Sie nur wenig Barmherzigkeit haben?“

„Er war eifersüchtig, hart und geizig. Ich konnte kaum die notwendigsten Wirtschaftsmittel von ihm erlangen.“

„Rein Wunder, daß Sie den, der Ihnen erst nur gleichgültig, allmählich zu hassen anfangen?“

„Ich haßte ihn nicht — ich haßte, verachtete mich selbst. An mir selbst zehrte und wühlte mein Gram. Furchtbar war der Gedanke, daß mein Unglück nur mit meinem oder seinem Leben endigen könne!“

„Ihre Reflexion leitet von selbst zu der schweren Angelegenheit hin, die gegen Sie erhoben ist,“ entgegnete der Präsident. „Sie zogen den Tod Ihres Gatten in den Kreis Ihrer Betrachtungen, von dahin bis zum Wunsche, er möge wirklich tot sein, ist nur ein Schritt! Segnen Sie diesen Wunsch?“

„O ja, oft und gern, obwohl ich mir darüber Vorwürfe machte,“ rief Frau von Mednau leidenschaftlich.

„Haben Sie Schritte getan, ihn seiner Verwirklichung nahe zu führen?“

„Rein.“

„Sie leugnen also jede Schuld Ihrerseits.“

„Ich bin nicht schuldig.“

„Sie zeigten bei der Nachricht vom Tode Ihres Gatten keinerlei Schmerz oder Bestürzung?“

„Wie konnte ich das, da ich keinen Schmerz empfand. Eher Genugtuung!“

„Sehen Sie nicht ein, daß dieses Bekenntnis gegen Sie zeugen muß?“

„Eher für mich! Wenn ich an seinem Tode schuldig gewesen wäre, hätte ich wohl Trauer oder Schrecken empfunden.“

Der Präsident erwiderte nichts, er blätterte in seinen Akten, nach einer Weile nahm er die Vernehmung wieder auf.

„Wann haben Sie Ihren Mitangeklagten kennen gelernt?“

„Vor etwa einem halben Jahre.“

schenkt hat. Die erste Europäerin, die sich nach den Polarländern wagte, war Anna Wrontschitschew, eine Russin, die im Jahre 1794 zusammen mit ihrem Manne das Wagnis unternahm, die sibirische Küste geographisch zu bestimmen. Von der Benennung wollte Wrontschitschew westwärts fahren, um so endlich wieder in den Ozi einzulaufen, und die russischen An siedelungen an demselben erreichen. Seit Jahren an das Klima Sibiriens gewöhnt, gab Frau Wrontschitschew kurz nach ihrer Verheiratung mit ihrem Manne ihren Entschluß kund, ihn unter keinen Umständen verlassen zu wollen. Die Seefahrer erreichten das Tajnurland, jene ungeheure Halbinsel, die sich aus Sibirien gegen Norden hinreckt noch im Sommer und brachten unter dem 72. Grad das Schiff in den Winterhafen. Die Mannschaft befand sich unter Frau Wrontschitschews Fürsorge durchaus wohl. Im darauffolgenden Sommer wurde der Versuch zur Umschiffung des Tajnurlandes gemacht, jedoch ohne Erfolg. Durch die Unvorsichtigkeit eines Teils der Besatzung ging ein Teil der Vorräte verloren. Mangel und Entbehrung zehrten die Kräfte der übermäßig in Anspruch genommenen Männer auf. Als leuchtendes Beispiel im mutigen Ertragen ging Anna Wrontschitschew den Männern voran. Mit nur wenigen Gefährten kehrte das Ehepaar nach dreijähriger Abwesenheit nach der Benennung zurück. Allein bald nach Eintreffen des Schiffes erlag der Kapitän seinem Leiden und nach wenigen Tagen folgte ihm die mutige Lebensgefährtin in den Tod. Sie starben beide an den Folgen körperlicher Erschöpfung. Außer Anna Wrontschitschew und Miß Peary hat sich bis jetzt keine europäische Frau in den hohen Norden gewagt.

Pflanzenkunde.

Zur Metamorphose der Tomaten berichtet die Pariser „Revue“, daß der bekannte Pomologe (Obstbaulehrer) Burbank durch Befruchtung der Blüten von Kernobst mit dem Blütenstaub von Tomaten und umgekehrt neuerdings ganz überraschende Erfolge erreicht habe. Die Tomate verleiht der mit ihr gekreuzten Kernfrucht immer ihren eigenen Geschmack, nimmt aber dafür vollständig die Form der Kernobstfrüchte an. So ist besonders gut die Kreuzung „Pflirsichomate“ gelungen. Die Früchte zeichnen sich besonders durch die reine Pflirsichform und außerdem durch die bekannte sammtige Haut aus. Sehr gut ist auch die Kreuzung mit Birnen gelungen. Daß die Tomaten aber sogar die Traubenform annehmen, würde fast unglücklich scheinen, wenn der wissenschaftliche Versuch nicht den Wahrheitsbeweis erbracht hätte. Da die durch derartige Befruchtungskreuzungen gewonnenen Früchte übrigens keineswegs sehr schmackhaft sind, sondern durch den faden Geschmack der Tomate verborgen erscheinen, handelt es sich hier doch mehr um wissenschaftliche Spielereien, als um Züchterfolge von wirklich praktischem Wert.

Technik.

Der größte Leuchtkörper der Welt, der ständig in Tätigkeit ist, wird die Bogenlampe in Hoboken bei Newyork sein, die auf einem 40 Meter hohen Turm installiert ist und die ganze Oberfläche des North-River zu Schiffahrtswegen während der Nacht beleuchten soll. Es handelt sich um eine Kombination von Bogenlampen mit insgesamt anderthalb Millionen Kerzenstärke. Das Schauspiel bei den ersten Versuchsbeleuchtungen soll überaus großartig gewesen sein.

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter“.

Sicherer. Herr Schwagerl (der Zahnschmerzen hat, vor der Türe des Zahnarztes jedoch wieder umkehrt): „Hm — ich werde mich von ihm lieber brieflich behandeln lassen!“

Ein guter Spatz. „Und wer hatte denn den größten Erfolg beim Wohlthatigkeitsfeste?“ — „Der Herr, der ist als Wahrer aufgetreten!“

Ursache und Wirkung. „Seit wann ist der Baron denn wieder so sehr abelsstolz?“ — „Seit er eine reiche Bürgerliche geheiratet hat!“

In der Klemme. Bauer: „Sakra! Gestern hab' i' dem Pfarrer versprochen, nimmer g' raff'n, und heut wähl'n i' mit zum Bärland vom Bergmüdigkeitsverein!“

Druck von G. & U. C. e., Karlsruhe i. B.

engzufassen und auszubilden versteht, ein Künstler und Schöpfer im tiefsten Sinne aber wird der Ausdruckskünstler erst, der zugleich Lebenskünstler ist, das heißt, wer nicht nur nach Vollendung des Ausdrucks, sondern auch nach Vollendung des Wesens strebt, dem er Ausdruck gibt.

Ich glaube, es würde nichts schaden, wenn denen, die sich mit besonderem, selbstgefälligen Nachdruck unsere „Schaffenden“ heißen, wenn unseren „Berufskünstlern“ oder Spezialisten in artibus, die so genau den Abstand sehen, der die übrige Welt von ihnen scheidet, die Augen auch über den Abgrund aufgehen wollten, der ihre Fertigkeit von wahrer Schaffenskunst trennt. Und andererseits und vor allem: wenn die Welt der „Nichtschaffenden“ sich klar bewußt würde, daß das Geschick sie damit, daß es ihnen verjagt, Bücher zu schreiben, Opern zu komponieren und Bilder herzustellen, noch nicht von dem Glück und der Aufgabe ausschließt, zu Künstlern ihres eigenen Lebens sich zu entwickeln. Das heißt mit anderen Worten: auch die Kunst im engeren und engeren Sinne, sofern sie nur echte Kunst ist, will die Menschheit nicht trennen, sondern verbinden als ein besonderer Ausdruck unter vielen für ein Wesen, an dem alle schöpferisch mitarbeiten, die es vermögen, in laufendem Erfassen der Natur um die Weiterentwicklung ihres Lebens zu ringen.

Deutsche Bühnen- und Varietee-Defonomie. In Berlin bezieht die höchste Gage Kammerjäger Ernst Kraus, der als erster Tenor des Opernhauses für 6 Monate 46 000 Mk. bezieht. Unter den Schauspielern steht Adalbert Matkowsky mit 40 000 Mark an der Spitze. Emma Destina wird sich auf 36 000 Mk. setzen. Else Lehmann vom Vestingtheater hat eine Gage von 33 000 Mk., Sarah Walden bezieht 33 000 Mk., Rudolf Christians vom Neuen Theater 28 000 Mk.; Albert Wassermann bringt es nur auf 24 000 Mk., Raffler auf 20 000 Mk., Schildkraut auf 18 000 Mk. Die Zugkräfte der Unterhaltungs Bühnen sind sehr hoch im Preise: Hielischer vom Metropol wird auf 40 000 Mk. geschätzt, Giampietro auf 36 000 Mk. Die höchsten Gagen überhaupt aber erhalten Spezialitätenkünstler, wie kürzlich erst mitgeteilt.

Naturwissenschaftliches.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der sichtbaren und unsichtbaren Strahlen festzustellen, ist eine Aufgabe, die vom Franklin Institute (USA) im Jahre 1859 zum Gegenstande eines Preisausschreibens gemacht wurde. Der Preis ist von Ulrich N. Boden gestiftet worden und beträgt 1000 Dollars. In den letzten 48 Jahren ist das Preisausschreiben in jeder Monatsausgabe der „Journal of the Franklin-Institute“ veröffentlicht worden; die vielfachen Bemühungen um ihn haben bis vor kurzem keine Krönung gefunden. Immer genügt die Lösungen der Bedingungen nicht. Nun hat Dr. Paul Geyl von der Philadelphia Central High School den Preis erhalten durch seinen Nachweis, daß sichtbare und unsichtbare Strahlen dieselbe Fortpflanzungsgeschwindigkeit haben. Das Verfahren von Dr. Geyl ist astronomischer Natur; es ist einfach und einfach. Bekanntlich zeigt der hellste Stern Algol im Sternbilde des Perseus, das man jetzt hoch am Himmel etwas östlich von dem strahlenden W der Cassiopeja in der Milchstraße findet, einen Lichtwechsel. Dieser Lichtwechsel beschränkt sich auf einen Zeitraum von 94 Stunden und findet völlig regelmäßig statt. Geyl zerlegte das Licht dieses Sternes auf die bekannte Weise durch ein Prisma in seine einzelfarbigsten Bestandteile und photographierte es. Auf der Seite, wo das Violette sichtbar ist, gibt es bei solcher Zerlegung noch Strahlen, die auf die photographische Platte einwirken und sich dadurch bemerkbar machen. Diese ultravioletten Strahlen photographierte er ebenfalls mit und wiederholte die Aufnahmen in halbstündigen Zwischenräumen während der Periode von 94 Stunden, welche den Lichtschwankungen des Sternes entspricht. Es stellte sich dabei heraus, daß die Lichtstärke der dunklen (ultravioletten) Strahlen gemäß der Lichtstärke des Sternes schwankte. Damit ist erwiesen, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der unsichtbaren Strahlen die gleiche ist, wie die der sichtbaren. Dr. Geyl erreichte seine Versuche über zwei Jahre.

Geologie.

Die erste Nordpolfahrerin ist nicht, wie von amerikanischen Blättern derzeit behauptet wird, die Frau des Leutnants Peary, welche schon zweimal ihren Mann auf den Polarreisen begleitet und ihm sogar in den Regionen des ewigen Eises ein Kind ge-

„Er fand als technischer Beamter Anstellung im Bureau Ihres Gatten?“

„Ja.“

„Wie machten Sie seine persönliche Bekanntschaft?“

„Durch Zufall. Die Zahl der Gebildeten in dem kleinen Orte war nicht groß, und Herr Cloth entsprang nicht nur einer guten Familie, sondern zeigte auch feinen Anstand, Geist und Kenntnisse. Mein Mann wurde bald auf ihn aufmerksam, er selbst brachte ihn ins Haus, indem er ihn eines Abends zum Tee lud.“

„Er selbst also? Und doch betrachtete er ihn später mit mißtrauischen Blicken?“

„So machte er es immer.“

„Gaben Sie ihm keine Veranlassung dazu gegeben?“

„Niemals!“

„Sie haben keine Beziehungen zu Cloth angeknüpft?“

„Die junge Frau erglühete vor Scham und Entrüstung. „Nein,“ erwiderte sie, sich stolz aufrichtend. „Ich habe niemals einen anderen geliebt, als meinen ersten Bräutigam. Cloth empfand inniges Mitleid mit mir, er verabscheute meinen Mann und drückte mir einigemal seine Teilnahme mit meinem Schicksal aus.“

„Die Anklage behauptet, Sie hätten Ihren Einfluss auf ihn dazu benutzt, ihn zur Ermordung Ihres Mannes anzuflühen und ihm zum Lohn Ihre Hand zugesagt?“

„Das ist nicht wahr!“

In demselben Sinne äußerte sich auch Cloth. Er erklärte, daß er für Frau von Mednau inniges Mitleid empfunden und ihre unwürdige Stellung im Hause ihres Gemahls keine höchste Empörung herausgefordert habe. Im übrigen habe sie weder Einfluss auf ihn besessen noch jemals versucht, solchen geltend zu machen.

Oskar Cloth gab keine Erklärungen mit furchtloser Entschiedenheit. Er war kein schöner Mensch, aber mit intelligenten Zügen und feurigen Augen in einem schmalen, bleichen Gesicht.

„Sie bestreiten demnach, durch Heiratsversprechen von Frau von Mednau zu der Tat, deren man Sie bezichtigt, verleitet worden zu sein?“

„Die Anklage ist absurd, denn ich lag gelähmt in meinem Bett,“ versicherte der junge Mann mit einer Miene von Entrüstung.

„Es wird aber behauptet, die Lähmung wäre schon weit früher von Ihnen gewichen, und Sie hätten die Fortdauer nur simuliert?“

„Das möchte mir schwer geworden sein. Ich empfinde doch alle paar Tage den Besuch des Arztes.“

„Mir erscheint eine derartige Täuschung auch nicht gut durchführbar,“ bemerkte der Präsident nach den Geschworenen hinüber. „Die Geschichte des Simulantentums ist indessen reich an erstaunlichen Fällen, in denen zum Teil ein krankhafter Zustand mit Geschick und Erfolg jahrelang vorgetäuscht worden ist. Blindheit und Taubheit, ja sogar langdauernde Lethargie sind erheuchelt worden, ohne daß der Betrug entdeckt werden konnte. Frau Borand, die Gattin des Besitzers des dem Mednauischen benachbarten Hauses, behauptet, Sie während der Zeit, wo Sie angeblich, noch unfähig die Füße zu bewegen, im Bett lagen, in Ihrem Zimmer auf- und abgehen gesehen zu haben.“

Der junge Mann schüttelte aufgebracht den Kopf.

„Entweder irrt sie sich oder sie spricht mit Bewußtsein die Unwahrheit. Sie haßt mich und Frau von Mednau, weil ich die Einladungen zu ihren Abendgesellschaften nicht annahm und auch Frau von Mednau keinen Verkehr mit ihr unterhielt.“

„Sie erklären also, Ihr Bett nicht verlassen zu haben?“

„So erkläre ich. Erst etwa acht Tage, nachdem das Verbrechen geschehen war, begann der Lähmungszustand zu weichen. Ich fing wieder an, die Glieder zu bewegen — das heißt die Beine, denn die Kraft der Arme war schon früher zurückgekehrt, und etwa vierzehn Tage danach konnte ich wieder gehen.“

Es folgte die Beweisaufnahme. Die große Mehrzahl der Zeugen war milderer Bedeutung. Sie bestand aus Beamten und Vergleuten des Dorfes nebst ihren Frauen, die über ihre Wahrnehmungen in betreff des ehelichen Verhältnisses zwischen Mednau und seiner Frau und den Verkehr beider mit Cloth berichteten. Sie und da waren Worte vernommen worden, die vielleicht harmlos, aber doch einer zweideutigen Auslegung fähig waren. Ferner legten die Schneiderin und das Dienstmädchen Zeugnis ab, und einige Personen aus dem Bekanntenkreise Cloth's.

Die ersten beiden Tage gingen damit hin; die Hauptzeugen, sowie die Sachverständigen waren erst für den dritten Tag geladen. Besonders bedeutungsvoll gestaltete sich das Zeugnis des Berghauptmanns von Stark, gegen den Mednau geküßert hatte, er wolle seine Frau und sein Kind auf den Pflichten beschränken und sein Vermögen seinen Verwandten hinterlassen.

Fakten Sie diese Neußerung als ernstlich gemeint auf? fragte der Präsident.

„Nawohl.“

„Wie lange vor seinem Tode wurde sie getan?“

„Etwa acht Tage vorher.“

„Wußten Sie um diese seine Absicht?“ wandte sich der Vorsitzende an die Angeklagte.

Frau von Mednau bejahte, fügte aber hinzu, der Verstorbene habe oft derartige Drohungen ausgesprochen.

„Aber er hat sie nicht wahrgemacht?“

„Nein.“

„Er hat gar kein Testament hinterlassen?“

„Doch — dasjenige, das er in seiner ersten Freude über die Geburt unferes Kindes hinterlegte, und in welchem mein Töchterchen und ich zu gleichen Teilen als Erben eingesetzt wurden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sucht, sich aufzuopfern.

In dieser Woche muß Frau Müller noch sparsamer wirtschaften als sonst. Sie muß es fertig bringen, mit vier Mark weniger als sonst auszukommen. Diese vier Mark sind auf ein Paar Schuhe für den Friß draufgegangen, der ganz ungehöriger Weise sein altes Schuhwerk einen Monat früher heruntergeriffen hat, als der Vater gerechnet hatte. Nun muß die unerwartete Ausgabe eben dadurch gedeckt werden, daß die Mutter die vier Mark am Haushalt abspart.

Die Frau Müller bringt das auch wirklich fertig. Und zwar so: An den Tagen, wo sie nach ihrem üblichen Küchengefelle Fleisch kaufen darf, kauft sie jetzt nur so viel, wie der Mann immer für sich allein bekommen hat. Das bekommt er auch jetzt für sich allein, die Frau aber nichts und die Kinder auch nichts. Der Mann arbeitet doch, der muß auch sein Fleisch haben! Oder sie macht's so: sie kocht überhaupt nur für den Mann ein Mittagessen und lebt selber mit den Kindern von Kaffee und Brot.

Die Tatsache, daß die Kinder in Mitleidenschaft gezogen werden, mag hier einmal nur erwähnt sein. Es geschieht durch dieses Sparsystem zweifellos ein Unrecht an den Kindern. Die Mutter fühlt das auch dunkel und steckt daher den Kindern immer noch einen kräftigeren Bissen oder einige Bissen mehr zu als sich selber. Aber von der Sparsamkeit an sich selber hat sie die unerfütterte Ueberzeugung: das ist selbstverständlich, daß die Frau darbt und den Mann nicht darben läßt. Noch richtiger: sie hat gar keine Ueberzeugung, sie handelt unbewußt, aus dem dumpfen Trieb heraus, daß die Frau eben selbstverständlich zurücktreten, verzichten, entbehren muß.

Aber muß denn die Frau das wirklich? Sehen wir uns doch diesen Zwang einmal an. Der Junge braucht notwendig Schuhe, also müssen sie beschafft werden. Da kein Reservecfond da ist, muß das Geld von dem fälligen Wochenlohn genommen werden. Das ist klar. Auch dies, daß nun gewisse Entbehrungen eintreten müssen. Aber ist denn nun nicht ebenso formelklar, daß auch der Vater um seiner Kinder willen Entbehrungen erleiden muß und nicht nur die Mutter? So lange der Vater sich mit mehr oder weniger Recht den alleinigen Verfolger der Familie nennt, ist er doch auch verpflichtet, seine Kinder zu kleiden. Ist das Geld dafür nur dadurch herauszusagen, daß die übrigen Bedürfnisse heruntergebrückt werden.

ja warum in aller Welt soll denn da gerade der am stärksten Verpflichtete, der Vater, befreit sein von der notwendigen allgemeinen Einschränkung und Entbehrung? O, seine Frau, die gute, sanfte, weiche Seele weiß das: weil der Mann arbeitet, darum soll er auch sein kräftiges Essen haben. Ach so — die Arbeiterfrau arbeitet nämlich nicht. Sie findet nicht, daß sie sich ebenso zu plagen hat wie der Mann, daß sie noch dazu ohne Begrenzung, ohne Feierabend, ohne Sonntagsruhe arbeitet. Sondern sie findet, daß bloß die Arbeit des Mannes Arbeit sei und daß darum bloß er eigentlich sich sein Essen verdient habe. Sie selber bekomme es eigentlich doch geschenkt, und darum sei es auch ihre verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, zuerst und am eifrigsten zu darben, wenn das Darben notwendig sei. Und zu ihrer moralischen Beruhigung ist das ja auch oft genug nötig. Die merkwürdige weibliche Sucht, sich aufzuopfern, findet in ihrem elenden Leben reichlich genug Gelegenheit zur Befriedigung.

Und was kommt denn nun heraus bei dieser Aufopferungssucht? Für den Mann offenbare Vorteile, die er sich natürlich gern einsteckt. Ohne böse Absicht, ohne Bewußtsein, ohne Gewalt. Die Frau drängt sie ihm ja auf, sollte er da der Esel sein, sie nicht anzunehmen? Aber er reflektiert ja gar nicht; er handelt in seinem Egoismus genau so unbewußt wie seine Frau in ihrer Aufopferungssucht. Es ist eben so Brauch in der heiligen Ehe.

Aber für die Frau ergeben sich nicht nur keine Vorteile, sondern direkte und empfindliche Schädigungen. Die Proletarierfrau ist in noch viel stärkerem Maße unterernährt als der proletarische Mann. Ist's ein Wunder, daß sie sich mehr ärgert als er, häufiger gereizt ist, in Versammlungen eher einschläft, daß sie rascher altert? Die so Aufopferungssüchtigen können sich ja nie genug tun an Darben und Entbehren und Erleiden. Sie schonen sich nie, sie haben keine Ruhe zu einem ordentlichen Nachtschlaf, sie gönnen sich nicht einmal Ruhe im Wochenbett. Sie stehen ungekräftigt, viel zu früh wieder auf, weil der Mann doch seine Ordnung haben muß!

Und eben darum ist diese Aufopferungssucht so sinnlos, weil sie so ungeheuer kurzichtig ist. Das momentane Wohagen des Mannes wird in unzähligen Fällen nur damit erkauft, daß die Gesundheit der Frau ernstlich geschädigt wird. Aber dafür hat die heutige Frau noch so erschreckend wenig Gefühl. Sie achtet sich selber für nichts, ihr Wohlbefinden, ihre Ruhe, ihre Gesundheit sind gleichgültige oder unberechtigte Dinge. Sie opfert sich mit unerhörter Stumpfheit frühzeitig für lauter kleine Interessen auf und hat keine Ahnung davon, daß es ihre Pflicht ist, gerade im Interesse der Kinder und des Mannes, mit ihren Kräften hauszuhalten. Sie muß es noch durchaus lernen, daß in einer gesunden Selbstwehr eine stärkere Verantwortung gegen die anderen liegt als in einer sinnlosen Aufopferung.

San Remo.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Im steinblechbedeckten Bibliotheksaal des Stadthauses von San Remo stehen schwere Eisenbeschlagene Kisten mit alten ehrwürdigen Regamenten. Große Schweinslederbände sind auf diesen eigenen Treppen aufgestellt. Sie enthalten San Remos Lebensgeschichte seit über tausend Jahren. Zuerst fanden die Langobarden Gefallen an dem so üppig in dem sanften Meerbusen liegenden Städtchen. Duzendemale wurde es geplündert und niedergebrannt. Dann, als die Langobarden selber gezähmt waren, floch das schöne Nest den Sarazenen in die Nase. In einem einzigen Jahrhundert, im zehnten, kamen diese uralten Horden nicht weniger als dreimal nach San Remo und ließen jedesmal nur Trümmer und Leichen zurück. Dreimal wurde es wieder aufgebaut. Dann kamen die Genuesen, die auch nirgends als milde Herren bekannt waren. Im vierzehnten Jahrhundert erscholl in unserem Städtchen der doppelte Schladtrug: Die Welf, die Weiblingen! Im 16. und 17. Jahrhundert hatte San Remo Zeit zum Auschnaufen, aber anno 1745 hielten es die Engländer noch einmal für nötig, wegen einer Pappalle die Stadt in Brand zu stechen.

Man sieht der Altstadt ihre Geschichte an. Die Sanremesen wußten, warum sie ihre Häuser immer mehr am Berg hinauf und immer enger zusammenbauten, sie mit Mauern und Türmen schützten wie Burgen und hoch oben, dicht unter den Dächern, kleine Brücken von einem Haus zum anderen schlüger

Wie Landsknechte, die Rücken an Rücken geklebt gegen den ringsum anbringenden Feind ankämpfen, so stehen die Häuser von San Remo in trotziger Solidarität zusammen. Aber diese Bauart hatte auch ihre starken Schattenseiten in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Kein Sonnenstrahl dringt in die kaum zwei Meter breiten Gassen, in denen man immer in eine Haustür treten muß, wenn eine Frau mit einem Marktkorb oder ein beladener Esel an einem vorüber will. Nur oben zwischen den Dächern wird manchmal ein kleines vieredriges Stück Himmel sichtbar und ein Glanz von Sonnenschein. Dort wachsen wilde Ranken auf den kleinen Verbindungsbrücken oder flattern an einer Schur bunte, zum Trocknen aufgehängte Wäsche. Man kann lange in dem Gewirr von dunkeln Gäßchen, überwölbten Gängen und Sadgassen umherirren, ohne einen Ausweg zu finden. Manche zerbröckelte Hausfassade steht so schief, daß nur die kleinen Steinbrücken sie davor bewahren, auf das gegenüberliegende Haus zu fallen. Die Bette der Bergbäche, die durch die Altstadt laufen, sind mit maulerischen Scherbenhaufen geschmückt und alte Gärten mit Nesseln und Aloe überwuchert. Wenn dann in dieser verwunschenen Stadt oben aus einem dunkeln Fenster ein lustiger schwarzer Mädchenkopf mit weißen Zähnen und blühenden Augen herausguckt, so hält man es zuerst für einen Spud. Denn daß in diesen feuchten, lichtlosen Höhlen noch Lebendiges werden und blühen kann, dünkt einem fast unbegreiflich.

Und doch sind die Sanremesen ein schöner Menschen... ag. Zwar schwarzäugig, schwarzhaarig und heißblütig, wie die echten Italiener, aber doch von einer gewissen Kindlichkeit und Liebenswürdigkeit. Das Messer spielt bei ihnen keine Rolle. Auf dem Tribunal von San Remo weiß man von Körperverletzungen und Diebstählen nichts. Das milde Klima scheint in den Menschen als ihre Gemütsart zu wohnen. Nirgends sieht man mehr alte, gesunde und freundliche Menschen, wie hier. Ein Syndikus der Stadt hat berechnet, daß über 9 Prozent der Sanremesen 80 Jahre und darüber werden.

Droben hinter der Nostra Donna della Guardia führt ein steiniger Weg durch Olivenhaine. Zwischen den krummen seltsamen Stämmen und unter dem silberigen Blätterdach geht man hinauf zu einem kleinen Wirtshaus. „Albergo Olivante“ steht auf einem groben Holzgerüst an der weißen Mauer des kleinen, vieredrigen Hauses. Das war fast mein täglicher Spaziergang. In einer kleinen, von dicken Melonenstengeln umrahmten Laube gab's dort Biegenäse, Milch, frische Feigen und Mandeln und was jene Gegend sonst noch köstliches hervorbringt. Der Wirt war ein achtzigjähriger, prächtiger Mann mit einem stolzen weißen Schnurrbart. Er hatte unter Garibaldi gebient und wußte viel von ihm zu erzählen. Am besten gefiel mir seine Schilderung, wie die ahnungslose Stadt Como in einem Handreich genommen wurde. Am Anfang, wenn er erzählte, nahm er beim Aussprechen des Namens Garibaldi immer die verschlossene, neapolitanische Fischermütze ab, die er weiß Gott woher hatte; gerade so, wie wenn er an einem Heiligenbilde vorbeiging. Den frugalen Imbiß, den ich jedesmal nahm, brachte aber seine Enkelin. Ihre ganze Familie war ausgewandert und sie war allein beim Großvater geblieben. Sie hieß Marguerita und war vielleicht 18 Jahre alt. Und schon dazu! Wenn der Großvater erzählte, brachte sie etwas zu essen; zuerst ein Glas Milch, eine kalte Forelle auf Brot, einige Feigen, ein Stückchen Käse und immer eins nach dem andern. Zwischen hinein hörte sie dem Großvater zu. Oft bildete ich mir ein, sie tat nur so. Draußen leuchtete das blaue weite Meer. Von den Hügeln unter uns stieg der Duft der Gärten auf. Weit zur Rechten und zur Linken senkten sich aus einem hohen Gefüge von Bergen die sanftgeschwungenen Küstungen ins Meer. Und aus purpurnen Nebelfernen grühten kleine dunkle Wälder, die von Dampfern auf hoher See herrührten.

Wenn ich am Abend wieder hinabstieg in meine Herberge, dann läufte zuerst der Alte seine Fischermütze und sagte mit einer Verbeugung, wie sie eben nur Italienern gelingen: Un altera volta! (Ein andermal!) Und dann fügte mit einer leisen klaren Stimme Margarita hinzu: A rivederci! und nickte leicht mit dem schwarzen Kopf. Wenn ich unten durch die Olivenbäume zurückblickte, sah ich sie manchmal noch oben neben der Laube stehen.

Einmal aber iß ich bei dem freundlichen Wunsch auf ein Wiedersehen geblieben. Bei der Heimfahrt nach Deutschland hats mich einige Stunden lang im Hals gewürgt, aber nach zwei Tagen wars vorbei.

Ob ich aber San Remo nur wegen seiner Schönheit, oder nur weil ich dort einmal gesund geworden bin, oder wegen der bewegten Geschichte seiner Stadt so gern habe, darauf möchte ich nicht gerade schwören.

A. Bendrich.

Praktische Hausfrauenerziehung.

Die Stadt Bradford (England) hat in ihren Volksschulen eine Unterrichtsabteilung für die Mädchen eingeführt, in der diese in allem unterwiesen werden, was eine Hausfrau zur Führung des Haushaltes wissen muß. Die Unterrichtsgegenstände umfassen: Kochen und Waschen (für Mädchen von 11 Jahren und darüber), persönliche und häusliche Hygiene, erste Hilfe bei Unglücksfällen, Säuglings- und Kinderpflege (12 Jahre und älter). Es sind 31 Kochzentralen eingerichtet, die jedes Jahr von 3000 Mädchen besucht wurden, 15 Waschkentralen mit 2000 Schülerinnen und 6 Zentralen, in denen 800 Mädchen über Fragen der praktischen Haushaltung unterrichtet wurden, wie: Schlafzimmershygiene (Ventilation, Waschtischreinigung), Teetischbereitung, Lampenreinigung, Schuhbehandlung, Kleinkinderpflege, Krankenpflege, Einteilung des wöchentlichen Einkommens und vorteilhaftes Einkaufen. Eine besondere Eigenart des Bradforder Systems besteht darin, daß die Kurse zum Teil in kleinen Häusern (Cottages) abgehalten werden, die genau wie ein Arbeiterhaus halt, nur etwas geschmackvoller und billiger eingerichtet sind. Dieser Realismus der Umgebung, der sich auch auf die Zeiteinteilung erstreckt, trägt viel dazu bei, das hier erworbene Wissen zu einem Lebendigen zu machen. Jede Mädchengruppe kommt wöchentlich einmal daran.

Man mag über die allmähliche Befreiung der Frau von der Hausflaveret, zu der die technischen Vorbereitungen ja schon in hohem Maße gegeben sind, denken wie man will, — eines scheint unbestreitbar: so lange die Frau nun einmal noch dazu gezwungen ist, diese Arbeiten zu machen, muß man auch wünschen, daß sie so rationell wie möglich gemacht werden. Und das ist um so notwendiger, je weniger Mittel und je weniger Zeit die außerdem vielleicht in Verussarbeit stehende Frau darauf verwenden kann. Gewisse Kenntnisse und Arbeiten werden überdies auch durch die weitgehende Zentralisierung der Haushaltung der Frau nicht abgenommen werden. Daß heute noch die Wartung und Pflege kleiner Kinder in 90 von 100 Fällen noch in Händen von Personen liegt, die außer der mütterlichen Liebe nicht die geringste Vorbildung, nicht die Kenntnisse der einfachsten hygienischen Grundsätze für diesen schwierigen Beruf mitbringen, ist sowohl vom Standpunkt der Einzelfamilie als von dem der Nation ein höchst bedauerlicher und nach Abhilfe schreiender Zustand.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Wer ist ein Künstler? Im „Kunstwart“ beantwortet Leopold Weber diese Frage wie folgt: In weitestem Sinne, scheint mir: jeder, der „schafft“, das heißt nicht etwa schon, wer überhaupt etwas zustande bringt, sondern erst, wer sich „schöpferisch“ betätigt; will sagen, wer die Welt befruchtet, indem er in seinem Tun oder Reden ein eigenes Wesen zur Geltung bringt. Könnte aber nicht demnach schon jeder originelle Raug ein Künstler genannt werden? Setzt nicht „schaffen“ eine Selbständigkeit voraus, die nicht beanspruchen darf, wer nichts ist als Geschöpf oder genauer, als willenloses Geschöpf? Zeigt sich das eigentlich Schöpferische des Menschen nicht erst darin, wie er „von sich aus“ mit seiner Naturbegabung schaltet, wie er selber sie weiterentwickelt? Nicht als Philister, der seine Begabung mit dem Hochmut des abstrakten Verstandes nach äußeren „Gesetzen“ bearbeitet, sondern als treuer Diener des Lebens, der sie in „lauschendem Erfassen“ des eigenen Innern zu fördern sucht? Und darf ein Schöpfer im tiefsten Sinne heißen, wer lediglich darauf ausgeht, irgend eine besondere Fähigkeit an sich zu entwickeln, ohne zugleich sein innerstes Menschenwesen selber weiterzubilden, ohne über alles äußere Einkommen hinaus „sich selbst“ erbauen zu wollen?

Aus seiner allgemeinen Fassung auf das angewendet, was wir unter Kunst im besondern verstehen, würde das heißen: ein Künstler ist, wer seine Gabe, dem Menschenwesen in Bild, Wort oder Ton Ausdruck zu geben, in tüchtigen Werken zusam-